

Neue Zürcher Zeitung (Fernausgabe), 14./15. März 1998, S. 50:

Der Pechvogel

Hans Fallada und sein Leben

Von Thomas Diecks

Kaum ein Schriftsteller hat sich beim Schreiben so ungeschminkt auf Selbsterlebtes bezogen wie Fallada – sei es in der Beschreibung des Gefängnisalltags, sei es in den Lebensschilderungen des «kleinen Mannes», der er selbst einmal war. Jetzt sind zwei Biographien sowie eine zweibändige Sonderausgabe seines Frühwerks erschienen.

Der 35jährige Rudolf Ditzen hat eine bescheidene Anstellung, als die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland bereits bei mehr als zwei Millionen liegt. Er zieht von Haus zu Haus, um Abonnenten und Anzeigenkunden für eine schleswig-holsteinische Provinzzeitung zu werben. Seine Aussichten auf eine solidere Stelle sind nicht die besten. Wegen Unterschlagungen als landwirtschaftlicher Buchhalter ist er gerade für zweieinhalb Jahre im Gefängnis gewesen. Wählerisch zu sein, kann er sich da nicht leisten. «Dass ich natürlich ausgerechnet an eine deutschnationale, antisemitische Zeitung geraten bin, ist eine Spezialtücke des Schicksals. [. . .] Aber diese ganze Werberei ist vorläufig für mich der erste Fuss auf der untersten Leitersprosse», schreibt er Ende der zwanziger Jahre an einen Freund. Wie viele Sprossen diese Leiter einmal haben sollte, mag sich der kleine Abonnentenwerber kaum ausgemalt haben. Zunächst versucht er Kontakt aufzunehmen mit Ernst Rowohlt, in dessen Verlag einige Jahre zuvor – unter dem Pseudonym Hans Fallada – zwei Romane von ihm erschienen waren. Beide Bücher hatten sich jedoch, von der Kritik kaum beachtet, als schwer verkäuflich erwiesen. Dass Rowohlt nach einigen Monaten dennoch hellhörig wird, als ihm neue Erzählungen angeboten werden, ist wohl dem Gespür des Berliner Verlegers zuzuschreiben. Er bietet Fallada in der Presseabteilung seines Hauses eine Halbtagsstelle an, «so dass Sie dann nachmittags evtl. für sich schriftstellerisch tätig sein könnten . . .».

BAUERN, BONZEN, BOMBEN

Und tatsächlich hat der neue Angestellte bereits eine dicke Mappe mit Notizen und Entwürfen zu einem Roman im Gepäck, als er in Berlin eintrifft. Unter dem reisserischen Titel «Bauern, Bonzen und Bomben» erscheint dieser Roman 1931 und verschafft Hans Fallada als Schriftsteller auf einen Schlag Anerkennung. «Kleiner Mann – was nun?» (1932) soll gar ein Welterfolg werden, dem 1934 ein dritter vielbeachteter Roman folgt: «Wer einmal aus dem Blechnapf frisst», wiederum ein Titel, der schon bald zum geflügelten Wort wird.

Der rasche Aufstieg vom mittellosen Vorbestraften zum Volksschriftsteller ist nur einer der vielen Wendepunkte im Leben des Rudolf Ditzen alias Hans Fallada gewesen, wenn auch der entscheidende. «Es war wie ein Rausch. Fallada und sein Leben» ist Cecilia von Studnitz' Biographie überschrieben.

Doch nicht sein Leben war wie ein Rausch, vielmehr versuchte sich Fallada immer wieder mit Drogen, Alkohol, aber auch durch sein Schreiben zu betäuben, um ein Leben zu ertragen, das zu führen er sich nie recht imstande sah.

Der familiäre Hintergrund hatte eher einen unauffälligen Lebenslauf in geordneten bürgerlichen Bahnen erwarten lassen. 1893 wird Fallada im pommerschen Greifswald in eine Familie des höheren wilhelminischen Bürgertums hineingeboren. Der Vater, aus einem Juristenhaushalt stammend, arbeitet sich mit eiserner Disziplin vom kleinen Amtsrichter bis zum Rat des Leipziger Reichsgerichts, des obersten Gerichtshofes im Deutschen Reich, hoch.

Bereits als Kind wird Fallada «der Pechvogel» genannt, er «scheint das Unglück anzuziehen», schreibt von Studnitz. Seine Jugend ist «gezeichnet von Isolation durch Krankheit und Missgeschicke». Als ausgesprochen schlechter Schüler muss er mehrfach die Gymnasien wechseln, hinzu kommen erste Anzeichen psychischer Erkrankung. Wohl nicht nur in einem Anfall pubertären Lebensüberdrusses überredet der Achtzehnjährige einen Mitschüler zum gemeinsamen Selbstmordversuch, der als Duell inszeniert wird. Fallada überlebt, wird «wegen krankhafter Störung der Geistestätigkeit» für unzurechnungsfähig erklärt und in einer Nervenheilanstalt untergebracht. In Entziehungsheimen, Gefängnissen und geschlossenen psychiatrischen Anstalten ist er fortan häufiger anzutreffen – insgesamt immerhin mehrere Jahre seines Lebens.

Einfühlsam, aber nicht unkritisch zeichnet Cecilia von Studnitz dieses rastlose Leben in seinen Höhen und Tiefen nach. Vieles ist bereits aus der schmalen Fallada-Biographie Jürgen Mantheys (1963) und der etwas blumig geschriebenen von Werner Liersch (1981) bekannt. Doch von Studnitz' Buch liest man mit grösserer Spannung, weil die Biographin souverän mit ihrem Material umzugehen weiss. Gelegentlich erlaubt sie sich sogar, wenn die biographischen Quellen zu versiegen drohen, Zitate aus dem Werk als direkte Lebensäusserungen des Autors zu nehmen. Und dieses Verfahren – sonst eher mit Vorsicht zu geniessen – hat in diesem Fall durchaus seine Berechtigung.

Wohl kaum ein zweiter Schriftsteller hat sich beim Schreiben so direkt auf Selbsterlebtes bezogen wie Fallada – sei es bei der Beschreibung des Gefängnisalltags in «Wer einmal aus dem Blechnapf frisst», sei es in den atmosphärischen Lebensschilderungen des «kleinen Mannes», der er selbst lange genug war. Dass er damit den richtigen Ton traf und breite Leserschichten anzusprechen wusste, beweisen die hohen Auflagenzahlen seiner Romane in den frühen dreissiger Jahren. Aber auch auf dem Höhepunkt seines Erfolgs war sich der Autor über die literarische Qualität seiner Werke durchaus im klaren.

Zu den interessantesten Kapiteln in von Studnitz' Biographie zählen diejenigen, in denen sich die Autorin mit dem unrühmlichen Verhalten Falladas im Dritten Reich auseinandersetzt. Ein «innerer Emigrant», wie manchmal behauptet, ist er ebensowenig gewesen wie ein überzeugter Parteigänger der Nazis. Mit ihrer differenzierenden Betrachtungsweise vermag von Studnitz sein Lavieren, sein nicht selten

pures Anbiederei bei den Machthabern zu erklären, ohne es zu beschönigen. Nicht aus politischer Überzeugung, sondern vielmehr aus Furcht, den einmal erreichten Status als anerkannter Schriftsteller zu verlieren, ist er allzu rasch zu Konzessionen bereit. Er verändert gar Romane für Neuauflagen, um nicht in Ungnade zu fallen.

Die erhoffte Wirkung zeitigt das allerdings nicht. Die Nationalsozialisten erinnern sich noch zu gut daran, dass er in seinen Romanen Partei ergriffen hat für Trinker, Häftlinge und andere sozial Gestrauchelte. Ein brauner Schreiberling tönt: «Und der deutsche Buchhandel? Nun, er sorgt dafür, dass Falladas Blechnapf eine Auflage bekommt, die zu erreichen zehn dichterisch wertvollen Werken zusammengekommen nicht gelingt. Wie lange noch?»

### ZUFLUCHT IM ALKOHOL

Fallada bleibt dennoch relativ unbehelligt. Er «arrangiert» sich, veröffentlicht eher belanglose, politisch unverdächtige Texte und sucht wieder häufiger Zuflucht bei Rauschgift und Alkohol. 1946 schreibt er mit dem Roman «Jeder stirbt für sich allein» eines seiner besten Bücher, bevor er ein Jahr darauf – mit 53 Jahren – einsam in Berlin stirbt.

Eine beeindruckende Fülle an Bildmaterial präsentiert die von Gunnar Müller-Waldeck und Roland Ulrich zusammengestellte und schön gestaltete Biographie «in Bildern und Texten», die eine gute Ergänzung zu von Studnitz' Buch bildet. Man findet nicht nur die Duellskizze aus dem Polizeiprotokoll abgebildet oder den Tresor, den der Buchhalter 1925 um zehntausend Mark erleichterte, sondern auch Photos aus Familienalben, die der Sohn Uli Ditzen dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat. Aufnahmen von trügerischer Idyllik zeigen den arrivierten Schriftsteller im Kreis der Familie oder als stolzen Besitzer eines mecklenburgischen Gutes, das er sich Anfang der dreissiger Jahre von seinen Honoraren leisten konnte. Begleitet werden diese Abbildungen von zum Teil erstveröffentlichten Texten. Neben autobiographischen Aufzeichnungen und Briefen von und an Fallada sind auch Auszüge aus Gerichts- und Krankenakten aufgenommen worden. Eine dieser Akten des Psychatriepatienten enthält gar ein Gedicht des 18jährigen auf das Sanatorium – wohl als Beleg für die ärztliche Bemerkung «26. 3. 1912 Schriftstellert viel».

Prosatexte, die zwischen 1917 und 1924 entstanden sind, macht eine zweibändige Ausgabe von «Falladas Frühwerk» zugänglich. Bereits 1993 erschienen, liegt sie jetzt als preisgünstige «Sonderausgabe» vor. Enthalten sind darin nicht nur die beiden ersten gedruckten Romane, sondern überdies vier bis anhin unveröffentlichte längere Erzähltexte aus dem Nachlass Falladas. Dass die Romane «Der junge Goedschal» (1920) und «Anton und Gerda» (1923) bei ihrem Erscheinen kaum Leser fanden, verwundert nicht. Hinter den geschraubt wirkenden Formulierungen stehen überdeutlich die expressionistischen Vorbilder. Es ist zu spüren, dass hier jemand auf der Suche nach der eigenen Sprache ist, bisher aber nur zu imitieren vermag. Auch inhaltlich sind beide Romane noch ganz dem Expressionismus

verhaftet, dessen Zeit allerdings um 1920 bereits abgelaufen war. Beide Male sind die Hauptfiguren Pubertierende, die aus der bürgerlich-geordneten Vaterwelt auszubrechen versuchen.

Weitaus interessanter sind dagegen die frühen Prosatexte aus dem Nachlass, die im zweiten Band zusammengefasst sind. Auch wenn der Herausgeber Günter Caspar in seinem informativen Nachwort die Meinung vertritt, Fallada bleibe «mit diesen vier Arbeiten [. . .] unter der Leistung, die er [. . .] schon geboten hat», verdienen gerade diese Texte Aufmerksamkeit. Sie zeigen einen Autor, der spielerisch seine literarischen Fähigkeiten auslotet. Einmal schlüpft er als Ich-Erzähler in die Rolle einer vierzigjährigen Frau, der das Eheleben zu eng wird, ein andermal versucht er einen Kriminalroman zu schreiben.

Am beeindruckendsten ist aber gewiss die nicht nur vom Titel her dadaistisch anmutende, bereits 1919/20 entstandene Erzählung «Die Kuh, der Schuh, dann du». Auf mehreren ineinander verschachtelten Erzählebenen schildert der Insasse einer Nervenheilanstalt seine Zwangsvorstellung, als «Muh» von einer Kuh ausgetragen und geboren worden zu sein, und berichtet – unterbrochen von Halluzinationen – von seinem Schuhfetischismus, der in der Ermordung einer Prostituierten gipfelt. Zumindest dieser frühe Text Falladas ist in seiner anschaulichen Beschreibung seelischer Abgründe von einer überraschenden Modernität. Dennoch mag man sich auch nach der Lektüre dieser Erzählung fragen, ob das Bemerkenswerteste an Fallada nicht vielleicht doch seine Biographie ist.